

2 Wissenschaftsjournalismus oder Fachjournalismus?

Finanzstarke große Stiftungen fördern z. Zt. eine »Initiative Wissenschaftsjournalismus«. In der Deutschen Presse-Agentur und in manchen Medien gibt es Ressorts mit der Bezeichnung »Wissenschaft«. Besetzt sind diese Ressorts in aller Regel mit wenigen Personen. Als Ereignis- und Themenfeld der dort tätigen Journalistinnen und Journalisten wird »die Wissenschaft« genannt.

Aber ist »die Wissenschaft« ein Themenbereich wie Politik, Wirtschaft oder Sport? Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) führt in ihrer Übersicht von 2007 203 Fächer auf; sie sind in 48 affine »Fachkollegien« zusammengefasst. In diesem Wissenschaftskonglomerat gibt es eine kaum überschaubare Vielzahl von Großthemen und disziplinären Schwerpunkten. Und die Differenzierung der Wissenschaftswelt geht weiter; das ist die Voraussage und Forderung des Präsidenten der DFG in deren Jahresbericht 2007 (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2007: 26). Diese wissenschaftlichen Fächer berühren fast alle Lebens- und Gesellschaftsbereiche. Aber wie können wenige »Wissenschaftsjournalisten«, die z. B. Biologie, Physik oder Medizin studiert haben, Themen stellen und angemessen strukturieren, die z. B. aus der Psychologie, Kommunikationswissenschaft, Rechtswissenschaft, Agrarwissenschaft oder Geschichtswissenschaft kommen? Wie können sie in umgekehrter Blickrichtung bei der Klärung lebensweltlich-gesellschaftlicher Probleme auf einschlägiges fachwissenschaftliches Potenzial zurückgreifen, das Klärungshilfe böte, aber ihren Fachverstand überschreitet? Dabei ist der Berichts- und Aufklärungsanspruch jener »Wissenschaftsjournalisten« rundum hoch: Es soll in besonderer Weise Qualitätsjournalismus geboten werden, der den fachlichen Zugangsweisen und dem aktuellen Erkenntnisstand gerecht wird, ja der sogar Forschungsleistungen überprüfen will.

Dieser »allgemeine Wissenschaftsjournalismus« stellt für die dort tätigen Journalisten eine Überforderung dar und ist insofern unsolid, als er mit dem Leit- und Dachbegriff zuviel verspricht. Ein solcher Totalclaim ist nicht haltbar. Diese Medienleute sind in vieler Hinsicht »fachkenntnisfreie Universal-Journalisten« (Lilo Berg) bzw. als Allround-Wissenschaftsexperten problematische Generalisten. Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, dass von ihnen nur wenige Fächer sachlich und journalistisch genutzt werden (können). Das sind einige Naturwissenschaften und insbesondere die Medizin. Dabei sind vor allem folgende Themen im Blick: Gentechnologie, Stammzellenforschung, Krebsrisiko bzw. -therapie, Aids, Klimawandel, Kernenergie, Computer, Raumfahrt.

Insofern ist die Feststellung des Journalistikprofessors Michael Haller verständlich, wenn er 2008 bilanziert: »Bis heute existiert kein klares, den Kern der Profession definierendes Berufsbild« des Wissenschaftsjournalismus (Haller 2008: 536). Der anerkannte Wissenschafts- bzw. Fachjournalist Volker Stollorz findet es sogar erschreckend, »was heute so alles unter der Flagge Wissenschaftsjournalismus segelt « (Stollorz 2007: 95).

In dem gutgemeinten, aber vagen Konzept »Wissenschaftsjournalismus« ist ein sachlich und wissenschaftlich-kommunikativ zentrales Prinzip nicht hinreichend berücksichtigt: das Fachprinzip und damit das zentrale Moment »Inhalt«. Die Wissenschaft ist trotz aller inter- oder transdisziplinärer Zusammenarbeit und neuer Formierung (z. B. in der Nanotechnologie oder Lebenswissenschaft) inhaltlich und formal durch Fächer und ihre besonderen Kulturen bestimmt.

Der Begriff „Fach“ oder das Fachprinzip impliziert allerdings nicht nur Inhalte im Sinne von Sachverhalten und Sachkompetenz, sondern auch weitere zentrale Aspekte einer Fachkultur. Fächer haben nämlich nicht nur eigene Gegenstandsvorstellungen, sondern sind auch durch eigene Perspektiven, Denkmodi, Paradigmen, Methoden und Traditionen bestimmt. Sie haben Milieus und Mentalitäten ausgebildet. Immer neue fachliche Netzwerke entstehen, die sachliche und personale Entscheidungen prägen. Zudem haben Fächer auch eine kommunikative und mediale Verfassung mit eigenen Sprachen, Darstellungsweisen, Veranstaltungsformen und Medien. Im Journalismus zielen Begriffe wie »fachlich« oder »Fach« ebenfalls einerseits auf besondere Sach- und Strukturkenntnisse, andererseits aber in pointierter Weise auf spezifische Darstellungs- und Kommunikationskompetenzen; beide Dimensionen sind aber anders ausgerichtet und fokussiert als in der Wissenschaft. Die fachwissenschaftlichen Kommunikations- und Medienstrukturen

stehen den journalistischen Kommunikationsweisen und -medien gegenüber und zu erheblichem Teil auch entgegen. Die Transformation zwischen dem wissenschaftlichen und dem journalistischen System ist Aufgabe der Fachjournalisten. Die fachliche Kommunikations- und Medienkultur zwischen den einzelnen Wissenschaftsbereichen ist aber wiederum sehr verschieden: Das belegen ihre Publikationsweisen, aber auch die Auftrittformen eines Juristen, Mediziners oder Historikers. Solche kommunikativen Unterschiede zeigen z. B. ein »Historikertag« und ein »Diabetikertag« im Vergleich. »Es gibt keine Einheit der Fächer«, stellt Jochen Hörisch, Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse im Buch »Wissenschaft kommunizieren« ausdrücklich fest (Hörisch 2008: 32). Die Darstellungsmittel und -formate der Wissenschaftler stehen allerdings in unterschiedlicher Distanz zu den journalistischen Darstellungsformen. Manche Wissenschaften halten z. B. einen erheblichen Abstand gegenüber bildlichen Darstellungen (z. B. die Geschichtswissenschaft), andere nicht (z. B. die Medizin).

Wissenschaftliches Fachwissen ist also nicht ein journalistisch beliebig formbarer »Content«, Informations-Rohware sozusagen, die auf beliebige journalistische Gestaltung wartet. Für die Journalisten geht es vielmehr nicht nur um inhaltliche Selektion und mediale Formung, sondern auch um darstellerische Transformation aus den Formaten einer Fachwissenschaft in die Formate des Journalismus. Dabei muss eine gute Balance gefunden werden zwischen fachlich-sachlicher Richtigkeit und darstellerischer Attraktivität. Dieser Doppelbezug ist auch für die journalistische Auswahl und Gewichtung von inhaltlichen Aspekten zentral.

Das können am besten fachnahe Journalisten leisten: Fachjournalisten. Sie können am ehesten der allseits plausiblen Forderung gerecht werden, qualitätsjournalistische Darstellungen müssten sach-, medien- und publikums- bzw. zielgruppengerecht sein. Die Charakterisierung der Darstellungsweise von Fachjournalisten des Journalistikprofessors Haller trifft in der Regel gerade nicht zu, zeigt aber die Darstellung in der wissenschaftlichen Journalistik von dieser Journalismusform; er spricht vom »Muster des Fachjournalismus, der seine Kompetenz über den möglichst intensiven Gebrauch der Fachsprache unter Einsatz komplizierter Satzstrukturen zum Ausdruck bringt« (Haller 2003: 202).

Fachnähe heißt nicht nur, irgendwann ein Fachstudium absolviert zu haben. Auch die wissenschaftlichen Disziplinen entwickeln sich heute schnell weiter. Der Fachjournalist muss deshalb an jenen Entwicklungen dranbleiben, die aktuellen Fachdebatten mitbekommen und die fachlich führenden Leute

kennen. Er muss aber auch die einschlägigen außerwissenschaftlichen Wissensformen und -bestände zur Kenntnis nehmen: Erfahrungswissen, Insiderwissen, Alltagswissen, Existenzwissen, Medienwissen und andere Wissensformen. Wissen war nie und ist auch heute nicht immer an eine Wissenschaft gebunden, wenn auch Wissenschaft insgesamt für die Gesellschaft wichtiger geworden ist. Der Fachjournalist im Bereich Ernährung/Bewegung/Gesundheit sollte z. B. das einschlägige Wissen von Biobauern, Sportlern und der »community of practice« der Ernährung kennen, der Geschichtsjournalist die geschichtlichen Erfahrungen wichtiger Zeitzeugen. Dann erst verdienen mediale Sendeformate das häufig verwendete Rubrum »Wissensprogramme« (vgl. ZDF). Klaus Meier und Frank Feldmeier stellten schon 2005 fest: »Die neuen Wissenschafts-Zeitschriften und Wissenschaftsendungen im Fernsehen [...] nennen sich kaum mehr »Wissenschafts-« sondern immer öfter »Wissensmagazine.« (Meier/Feldmeier 2005: 205). Die einschlägige Wissenschaft ist eben nur *eine* inhaltliche Quelle. Für historische Dokumentationen sind die Geschichtswissenschaftler sogar nur eine inhaltliche Instanz mit teilweiser Inkompetenz in der aktuellen Zeitgeschichte; denn in der Zeitgeschichte wird die Geschichtswissenschaft durch die 30-jährige Aktenschutzfrist gehindert, die jüngste Zeitgeschichte überhaupt hinreichend zu erforschen, obwohl das Publikum gerade daran besonders interessiert ist. Deshalb nutzen Fernseh-Fachjournalisten außer den geschichtswissenschaftlichen Quellen, Darstellungen und Experten viele Materialien und Informationen aus nichtwissenschaftlichen Quellen, zu denen sie als Journalisten Zugang haben. Sie treten gegenüber den Geschichtswissenschaftlern in diesem Bereich darstellerisch sozusagen in Vorlage. Sie schreiben bzw. senden dann in der Tat »the first draft of history« (wie anspruchsvolle Fachjournalisten gerne sagen).

Die Bedeutung des Fachwissens als Grundlage wissenschaftlichen Wissens und der Fachdisziplin als deren Ursprungsort wird auch in den Publikationen über »Wissenschaftsjournalismus« immer wieder betont. Im Übrigen stützen sich die »Wissenschaftsjournalisten« hauptsächlich auf Fachzeitschriften, Fachgesellschaften und fachlich fundierte Forscher. In der Wissenschaftsredaktion des WDR-Hörfunks »sind es [...] die Fachredakteure, die für bestimmte Gebiete zuständig sind und auswählen, was [...] interessant ist« (Ehmer, zit. nach Lublinski 2008: 292). Und ein freier Autor für Astrophysik wird nicht einen bewegungswissenschaftlich fundierten Artikel über bestimmte Formen des Leistungssports oder Rückenprobleme bei Computerarbeit schreiben können oder wollen.

Was stellen sich eigentlich »Wissenschaftsjournalisten« genau vor, wenn sie angeben: »Wir wollen zur kompetenten Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen beitragen, jenseits von Fächergrenzen?« (Berthold et al. 2008: 318)¹ Jenseits der Fächer ist Neu-, aber großteils auch unstrukturiertes Niemandsland. Es gibt zwar zunehmend transdisziplinäre Formen der wissenschaftlichen Erkenntnisarbeit, z. B. in den Lebenswissenschaften. Aber Kompetenzbasen sind auch da bis heute die Fächer. Die wissenschaftliche Kooperation ist zudem dabei immer noch schwierig. Wenn unterschiedliche »Wissenschaftskulturen« aufeinandertreffen, beschreibt das die DFG so: »Schon Mediziner denken, sprechen und schreiben anders als Biologen und Biologen anders als Ökologen. Zwischen Biologen und Ingenieuren oder Medizinern und Theologen sind die Kulturunterschiede aber [...] noch viel größer.« (DFG 2007: 51). In Bezug auf die Formate öffentlicher Darstellung von Wissenschaft stellt der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft auf die Frage, »ob die Formate, die in den vergangenen Jahren für die Naturwissenschaften entwickelt wurden, auch geeignet sind, auf die Geisteswissenschaften transferiert zu werden«, schlicht »nein« fest (Hermannstädter/Sonnabend/Weber 2008: 13). In dieser Situation sollen mediale und wissenschaftliche Alleskötter »Journalismus über die Wissenschaft« (Ruß-Mohl) in qualitativ vertretbarer Form machen können? Eine solche Multikompetenz in sachlicher und journalistischer Hinsicht gibt es nicht. Kein Wunder, dass 2002 eine Euro-Barometer-Erhebung ergab, »dass die fachliche Befähigung und Informiertheit der Journalisten, die über Wissenschaft berichten, nicht zufriedenstellend ist« (I. Palugyai, Präsident des Ungarischen Clubs der Science Journalists, in Hettwer et al. 2008: 521). Der Vorschlag, fachlich-sachliche Inkompetenz durch »Vertrauen statt Wissen« zu überbrücken (Kohring 2007: 25–38) kann operativ nicht wirklich ernst genommen werden. Vertrauen wird durch die Erfahrungen von Sachkompetenz erworben. Oder sollen die Journalisten den Wissenschaftlern vertrauen, ohne deren Aussagen nachvollziehen bzw. überprüfen zu können? Sollen die Rezipienten den Journalisten einfach glauben, ohne die Fundierung ihrer Darstellung einschätzen zu können? Soll gar beides geschehen?

Es ist plausibel, wenn die Herausgeber und Autoren des Buches »Fakt, Fiktion, Fälschung – Trends im Wissenschaftsjournalismus« (2007) vorschlagen, dass sich dieser Journalismus »neu aufstellt«. (Kienzlen/Lublinski/Stollorz 2007: 12). Er sollte das als Fachjournalismus tun. Das heißt nicht,

¹ www.sciencegarden.de

dass nun jedes wissenschaftliche Fach als eine Art Appendix seinen Journalismus bekommt. Das würde dem Fachjournalismus auch gar nicht gut tun (vgl. dazu Teil 2 des Buches). Die Fachstruktur der Wissenschaft muss mit den Ressortstrukturen sowie den Aufmerksamkeitsregeln der Medien und wichtigen öffentlichen Themenfeldern abgeglichen werden. Das ist ja in einigen Bereichen längst geschehen: Es gibt bekanntlich den Politik-, den Medizin-, den Sport- und andere Fachjournalismen (vgl. die Darstellung einzelner Fachjournalismen in diesem Buch). Sie sind alle nicht auf das entsprechende Hochschulfach fixiert. Ganz quer dazu ist die Ressortbildung »Wissenschaft« gelaufen. Das ist kein strukturanaloges »verspätetes Ressort«, sondern eher ein strukturell und journalistisch disfunktionales. Es ist kein Themenfeld oder Journalismusbereich wie die genannten oder neu sich bildenden, z. B. Technikjournalismus, Umweltjournalismus, Medienjournalismus. In aller Regel sind die meisten »Wissenschaftsjournalisten« ohnehin Fachjournalisten mit Kompetenzzentren wie Chemie (Holger Wormer), Physik (Ranga Yogeshwar, Jan Lublinski), Biologie (Volker Stollorz, Grit Kienzlen), Germanistik/Geschichte (Lilo Berg), Agrarwissenschaften (Thomas Hallet). Die Genannten haben zusätzliche Kompetenzen in affinen Nachbarfächern ihres Kernfaches und in außerwissenschaftlichen Wissensfeldern erworben, um ihre Themenkompetenz in sachlich und journalistisch sinnvoller Weise auszuweiten – z. B. Wormer und Stollorz in der Medizin, Berg in der Technik. So können sie den lebensweltlich-gesellschaftlichen Interessen und Themenfassungen besser gerecht werden. Sie haben sich überschau- und beherrschbare fachjournalistische Domänen aufgebaut, also auch in der Wissenschaft vernünftige Grenzen gesetzt. Als Kernfächer für solche Domänen sind u. a. geeignet die immer schon gewählten Fächer Physik, Chemie, Biologie, Medizin aber auch Wirtschaftswissenschaft, Agrarwissenschaft, Ernährungswissenschaft, Medienwissenschaft, Geschichtswissenschaft. Mit dem Kernfach Geschichte wurde z. B. an der Universität Gießen ab 1984 ein fachjournalistischer Studiengang erfolgreich angeboten (vgl. Teil 2 des Buches).

Es geht im Fachjournalismus um sachlich und journalistisch sinnvolle Grenzziehung über ein Wissenschaftsfach hinaus. Strukturell handelt es sich immer und in besonderer Weise um eine triadische Balance der Berichterstattung; sie muss sachgerecht, publikumsgerecht und mediengerecht sein. Sachgerecht heißt *auch* am sachwissenschaftlichen Erkenntnisstand orientiert, aber eben auch an außerwissenschaftlichen einschlägigen Wissensbeständen. Publikumsgerecht bedeutet inhaltlich und formal bestimmten

Zielgruppen zu entsprechen. Mediengerecht erfordert heute meist verschiedene Medienkompetenzen und Versionen für Print, Internet, Hörfunk und/oder Fernsehen.

Diese regulative triadische Balance erlaubt keine einseitige Option für das wissenschaftliche Sachverständnis *oder* die journalistische Gestaltung bzw. jeweils dagegen. Der spannungsvolle Dreifachbezug ist immer beizubehalten, aber fragil und ständig neu zu justieren. Dabei bleibt meist eine gewisse Spannung zwischen Wissenschafts- und Publikumsorientierung bestehen, denn in vielen medialen Fällen handelt es sich um einen »Spagat zwischen Quote und Qualität« (Dehm 2008: 497). In der subjektiven Einzelpraxis kommen immer wieder einseitige Akzentsetzungen vor – je nach persönlichem Selbstverständnis und publizistischer Einbettung. Dennoch ist die genannte formale Norm vernünftig und vollziehbar.

Generell zu unterscheiden sind dabei zwei verschiedene fachjournalistische Blickrichtungen und Bezugsformen auf Wissenschaft:

- a) im Interesse der Popularisierung von Wissenschaft;
- b) im Interesse der Aufklärung eines thematisch-lebensweltlich interessierten Publikums.

Die erste Perspektive und Bezugsform wird zur Förderung von »Public Understanding of Science« vor allem von wohlmeinenden Stiftungen und wissenschaftlichen bzw. wissenschaftsnahen Institutionen kultiviert (wie z. B. von der Robert Bosch-Stiftung und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V.). Die zweite Perspektive und Bezugsform gibt es z. B. in Redaktionen mit Themen, für die man u. a. wissenschaftliche Fachleute nutzen kann (wie z. B. Fachhistoriker in der Redaktion Zeitgeschichte des ZDF). Im ersten Fall geht es vor allem darum, wissenschaftliche Erkenntnisse Laien zugänglich zu machen bzw. gesellschaftlich zu nutzen. Im zweiten Fall geht es darum, dem Publikum eindrucksvolle mediale Erlebnisse zu vermitteln, die gleichzeitig einen lebensweltlichen Nutzwert haben. In dem Fall sind die journalistische Gestaltung und die Dramaturgie der Darstellung noch wichtiger als im ersten.

Journalisten denken in Themen und in Darstellungsformen, Wissenschaftler in Themen und Erkenntnismethoden; sie wollen vor allem ermitteln, die Medienleute vermitteln. Die Themen werden von beiden Seiten aber in unterschiedlicher Weise gedacht und formuliert. Daher ist es nicht sinnvoll, von »Wissenschaftsthemen« und »Wissenschaftsberichterstattung« zu sprechen, wenn man journalistische Themen und Bezüge auf Wissenschaft meint. Die Aspekte und Zuspitzungen sind jeweils anders. Die Themen sind

von den Fachjournalisten auch nicht primär »wissenschaftlich einzuordnen« (wie manche »Wissenschaftsjournalisten« meinen), sondern lebensweltlich-gesellschaftlich. Zu beachten sind außerdem begriffliche Unterschiede zwischen Journalismus und Wissenschaft. »Quelle« meint bekanntlich im Journalismus den Text bzw. die Aussage eines Zuständigen oder Betroffenen; in der Geschichtswissenschaft z. B. ein Originaldokument, etwa einen Vertrag oder eine Urkunde. Auch mit dem Begriff »Ereignis« werden unterschiedliche Vorstellungen verbunden: Journalisten meinen damit in der Regel aktuelle kurzfristige Vorgänge, Historiker und andere Wissenschaftler meist längerfristige und umfassendere – solche Prozesse greifen die Medienmacher selten auf.

Das ganze Problem eines uferlosen »Wissenschaftsjournalismus« zeigt sich in einem neuen Studiengang an der Fachhochschule in Darmstadt (Meier/Feldmeier 2005: 227–233), einem sechssemestrigen Bachelor-Studiengang. Das Kernfach Journalistik soll vor allem mit einer Reihe von Naturwissenschaften in Verbindung gebracht werden. Angestrebt wird dabei »eine breite Grundausbildung in Chemie, Biotechnologie, Humanbiologie und Physik«. Die Grundausbildung in Physik soll noch durch folgende Lehrgebiete eines anderen Fachbereichs erweitert werden: Klimawandel, Atomphysik, Welt-raum, neue Energieformen und andere Zukunftstechnologien. Außerdem ist eine »fachwissenschaftliche Vertiefung in Biochemie, Gentechnik, Life Sciences und Elektrizitätslehre« vorgesehen. Darüber hinaus soll dieses Fachgebietsbündel auch noch mit »gesellschaftswissenschaftlichem Basiswissen (Sozial- und Kulturwissenschaften)« fundiert werden. Für die Befassung mit all diesen Sachverhalten stehen aber nur 50 Prozent der Studienzeit zur Verfügung. Wie kann das im Lehren und Lernen gelingen? Zumal wenn durchaus bewusst ist, dass es die Studierenden in diesem weitgefächerten Konglomerat mit »ganz unterschiedlichen Fachkulturen« zu tun haben.

Wer auch nur einige hochschuldidaktische Erfahrungen hat, weiß: Das kann in den Köpfen der Studierenden nicht zu fundierten Vorstellungen und einer integrierten Kompetenz führen, zumal nicht in sechs Semestern. Auch nicht, wenn eine Professorin, die von den Fächern Sprachwissenschaft, Philosophie und Geschichte herkommt, sich um Integrationshilfe bemüht.

In seinem Buch »Journalistik« geht der Initiator dieses Studienganges im Übrigen merkwürdigerweise fast gar nicht auf »Wissenschaftsjournalismus« ein. Er spricht aber von Fachjournalisten; sie müssten »in ihre Berichterstattungsfelder tiefer einsteigen als allgemeine Nachrichtenjournalisten«.(Meier 2007: 221).